

Nekr E

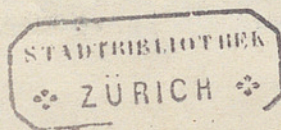
0016

~~IK 775~~

Zentralbibliothek Zürich

# Prof. Dr. Friedrich Ernst

1828—1911.



g. 826  
Dr. Hermann Fischer.





In der Morgenfrühe des 12. Februar ist ein Mann in hohem Alter von uns geschieden, dessen Bild wohl viele unserer Mitbürger im Herzen tragen und das daher gewiß mit einigen Pinselstrichen aufgefrischt werden darf. Friedrich Ernst wurde geboren am 5. August 1828 als drittes Kind und als zweiter Sohn des Joh. Jakob Ernst (oder vielmehr damals wohl im Anklang an Rousseau Jean-Jacques genannt), Kaufmann zum Tannenbergr und Stadtrat von Winterthur und dessen Frau Caroline geb. Haggenschmied aus dem Hirschengut. Er verbrachte glückliche Jugendjahre im Kreise der Geschwister, im Garten des großväterlichen Landgutes, und tummelte sich inmitten des kleinstädtischen bürgerlichen Lebens auf den Gassen, wo er noch auf der Bank vor seinem Hause den greisen menschenfreundlichen Dichter Ulrich Hegner sah. Da traf die Familie wie ein jäher Schlag der plötzliche Tod des 41 Jahre alten Vaters infolge des Typhus am 23. März 1840. Die Witwe blieb mit acht Kindern zurück, von denen das älteste fünfzehn Jahre, Frik zwölf Jahre und das jüngste drei Monate alt war. Es zeigte sich erst jetzt, daß das väterliche Baumwollgeschäft zurückgegangen war, und die Mittel nicht reichten. Um der zarten Mutter die Bürde zu erleichtern, wurden ihr drei Kinder abgenommen. Zwei, der älteste Sohn und eine Tochter, wanderten nach Holland zu einem Onkel, Bruder der Mutter, den fremder Kriegsdienst dahin verschlagen hatte. Frik wurde von einem nahen Freund des Vaters, Kaspar Reinhart zum Heiligen Berg, aufgenommen, obschon dieser väterliche Beschützer aus seiner ersten Ehe vier, aus seiner zweiten Ehe schon zwei Kinder sein eigen nannte, zu

denen in der Folge noch vier hinzu kamen. Aber der Grundsatz des wackern Reinhart war offenbar: Wo sechs satt werden, findet auch ein siebentes Platz. Einen so düstern Schatten der frühe Tod des Vaters und die Trennung von der Mutter über das Leben des jungen Frits werfen mochten, so erstarbte und gesundete er doch in der würzigen Luft des Heiligen Berges und bei dessen an Leib und Seele kräftigen Bewohnern, mit denen ihn feste Bande der Freundschaft verknüpften, die sich auch auf die Nachkommen vererbten. Vier Jahre stand der junge Frits unter der geist- und kraftvollen Führung des prächtigen Reinhart, der morgens in aller Frühe seine Klassiker las und tagsüber als kühner Kaufherr seine Fäden über die Länder bis in den Orient spann.

Da Winterthur noch kein oberes Gymnasium besaß, mußte Frits 1844 nach Zürich auswandern, vom gütigen Reinhart an seine Freunde Dr. Leonhard v. Muralt, Dr. Meher-Hofmeister, sowie den Stadtrat Cramer-Girzel bestens empfohlen. Von 1844 bis 1847 dauerte die Gymnasialzeit, in der Rektor Fäsi für Latein und Griechisch, Etmüller für deutsche Literatur wenig zu begeistern vermochten, während Raabe die in Mathematik wohl vorbereiteten Winterthurer kräftig förderte und in der dritten Klasse der hochbegabte Joh. Kaspar v. Orelli noch immer den Genuß an Horaz und Platon zu vermitteln wußte. Größer aber als der Einfluß der Lehrer war der des Zeitgeistes. Wenn es draußen tobt und lärmt, wirkt die stille Schulstube wenig. Am 26. Januar 1845 war der Schüler Zeuge der Volksversammlung in Untersträß, welche die konservative Regierung sprengte, die durch den Straußenhandel 1839 ans Ruder gekommen war. Schon im September 1839 hatte der Schüler in Winterthur durch den Mund des Rektors Heller die Kunde vernommen, daß auf dem Münsterhof Bürgerblut geflossen sei.



Nun fielen in die Jahre 1844 bis 1847 die Frei-  
scharenzüge, die Befreiung des Hauptes der Luger-  
ner Liberalen, Dr. Steiger, aus dem Kesselturm, der  
Sonderbundskrieg und die Ausweisung der Jesuiten.  
Von der Tribüne des Ratssaales verfolgte Frik die  
leidenschaftlichen Reden während der Tagjazung  
1845 bis 1846 und war auch dabei, als der Berner  
Gesandte Ochsenbein den Obersten Ab Yberg, Ge-  
sandten von Schwyz, in offener Sitzung zum Duell  
herausforderte, worauf ein Tumult entstand, den  
der Vorsitzende Bürgermeister Zehnder kaum zu  
beschwichtigen vermochte. Im Frühjahr 1847 wurde  
Frik immatrikuliert und am 23. November dessel-  
ben Jahres hörte der zweifemestrige Student vom  
Nettliberg aus die Kanonen von Vislikon. Kein  
Wunder, daß es da auch in der Klasse des obern  
Gymnasiums gährte und schon die Keime zu späteren  
Umwälzungen sproßten. Gottlieb Ziegler, Salomon  
Bleuler, die Führer der 67er Bewegung, Wilhelm  
Kambli, ein Haupt der theologischen Reform, Fried-  
rich Albert Lange, der Geschichtschreiber des Ma-  
terialismus und Haupt der sozialen Reform waren  
Frikens Klassenkameraden. Dazu kamen als her-  
vorragende Köpfe noch Arnold Cloëtta, der Medi-  
ziner, Friedrich Meher, der spätere Erziehungs- und  
Kirchenratssekretär, Joh. Bockhard, der nachmalige  
Staatschreiber. Ohne Zweifel eine selten hochbegab-  
te Klasse, aber reich an unruhigen Geistern und  
an Zündstoff, wie der alte Rektor Fäsi mit erhobe-  
nem Finger bei Promotionen öfters tadelnd und  
warnend hervorhob.

Frik hatte sich nach anfänglichem Schwanken und  
Neigung zur Theologie doch zum Studium der  
Medizin entschlossen und betrieb es nun 1847 bis  
1851 eifrig bis zum Abschluß durch die Konfordsatz-  
prüfung. Chemie war durch Loewig, Physik durch  
Mousson, Botanik durch Oswald Heer ausgezeichnet

vertreten, während die Zoologie des alten Naturphilosophen Lorenz Oken, an den uns noch ein Denkstein auf dem Pfannenstiel erinnert, nicht mehr genügte. Durchaus gute Lehrer waren wiederum der Anatom Hermann v. Meier und der Physiologe Engel. Die größte Anziehung übten aber auf den jungen Mediziner die beiden Kliniker aus: Locher-Zwingli, der Chirurg, und ganz besonders Karl Ewald Hesse, als innerer Kliniker, der sich den eifrigen Schüler sofort nach der Prüfung als Assistenten sicherte. Das war der entscheidende Schritt. Hesse war Vorkämpfer der neuen naturwissenschaftlichen Auffassung der Krankheit auf der Grundlage pathologischer Anatomie und dabei ein begnadeter Lehrer, ein feiner Kopf, ein streng wissenschaftlicher Denker. Lehrer und Schüler blieben sich das ganze Leben zugewandt und tauschten bis vor wenigen Jahre Briefe und Grüße aus; ja noch 1900 beglückwünschte der hochbetagte blinde Meister in schwer zu entziffernden Schriftzügen den Sohn seines einstigen Schülers zu seiner Berufung nach Zürich. Daneben fesselte den jungen Arzt die aufstrebende mikroskopische Anatomie und Gewebelehre, aus deren Gebiet er unter der Leitung von Heinrich Frey eine vortreffliche Dissertation über die Kapillarneze der Lymphknötchen des Darmes ausarbeitete. Er veröffentlichte auch die wichtigsten Ergebnisse während seines Aufenthaltes in Paris in der „Gazette hebdomadaire“ und trug darüber in der dortigen Gesellschaft deutscher Aerzte vor, die ihm dafür ihr Ehrendiplom überreichte. Zwei Jahre, 1851 bis 1853, dauerte die glückliche Assistentenzeit bei Hesse, der durch einen Ruf nach Heidelberg entführt und durch Lebert ersetzt wurde, auf dessen Wunsch Friedr. Ernst noch ein drittes Jahr bis zum Frühling 1854 am Kantonshospital verblieb. Aber ein so inniges Verhältnis wie zu Hesse wurde nicht gewonnen.



Die freigebige Hand seines treuen Beschützers erlaubte ihm, sich in Berlin und an den damals so bedeutenden Schulen von Wien und Paris umzusehen. Nach England ist er nie gekommen. In Wien lockte ihn einen Augenblick der Gedanke, sich als Arzt für den Krimkrieg anzumelden, aber ein Schlaganfall der Mutter verhinderte seine Ausführung. Aus Berlin stammt ein Daguerreotyp, das ihn inmitten eines schweizerischen Freundeskreises (Gaffter, Horner, Nüscher) zeigt, dem sich aus Wahlverwandtschaft Schneller aus Danzig zugesellt hatte. In Paris sah er den Kaiser von Rußland einziehen, und als beim Ruf aus der Menge: Vive la Pologne ein starkes Gedränge entstand, da verlor er einige Augenblicke den Boden unter den Füßen und der Atem stockte ihm. In Paris traf er auch den ältern Bruder, an dem er stets mit großer Liebe hing, und der dort den Bau optischer Instrumente erlernte. Dort besuchte ihn einst zu seiner freudigen Ueberraschung sein Wohltäter Reinhart, der, mit seiner äußern Erscheinung unzufrieden, ihn nach dem Sprichwort: „Kleider machen Leute“ von Kopf bis zu Füßen neu und modisch ausrüstete. Nach dem Aufenthalt in Paris habilitierte sich Ernst 1855 als Privatdozent mit einer Studie über Nervenlähmungen und wurde 1860 namentlich durch den Einfluß des ihm sehr geneigten Erziehungsdirektors Jakob Dubs, des nachmaligen Bundesrates und Bundesrichters, zum außerordentlichen Professor und zum Direktor der Poliklinik ernannt. Nach dem Zeugnis seiner damaligen Schüler, darunter Männer wie Oskar Wyß und Gustav Huguenin, war er ein anregender und gewissenhafter Lehrer. Aber schon 1864 zwang ihn Ueberhäufung mit Arbeit, besonders die wachsende Praxis, zum Rücktritt von der Leitung der Poliklinik und zum Verzicht auf die Lehrtätigkeit, was er sein Leben lang nie ganz verwinden

konnte. Eine Sehnsucht nach dem akademischen Lehrberuf klang noch immer aus seinen Worten und hat besonders auf seinen ältesten Sohn eine starke Wirkung ausgeübt. Als unerreichbares Vorbild schwebte ihm freilich eine klinische Doppelstellung vor, wie sie seine Freunde Arnold Cloëtta und Friedrich Horner inne hatten, auf einer Seite die Befriedigung des ärztlichen Handelns, auf der andern der wissenschaftliche Ansporn. Die Gründung des Hausstandes und die wachsende Familie geboten ihm, sich ganz der ärztlichen Praxis hinzugeben. So sehen wir ihn in den Sechziger Jahren auf der Höhe seiner rastlosen Tätigkeit, eine rasch und flink die Straßen kreuzende, stadtbekannte Erscheinung, man darf sogar sagen populär, da der Polikliniker naturgemäß stets in den untern Schichten des Volkes wurzelt. Aber auch in die Ferne drang der Name des gewissenhaften und ängstlich besorgten Arztes, so daß er nicht nur in zürcherischen Gauen, die er geographisch und ethnographisch bis ins einzelnte kannte, beständig auf der Fahrt war, sondern weit herum im Schweizerland gern um seinen Rat gefragt wurde. Besonders nach den innern Kantonen, nach Luzern, Altdorf, Schwyz, Einsiedeln wurde er oft gerufen, ja weit hinein in die Täler der Reuß, der Muotta und der Sihl. Dem Abt und den Klosterherren in Einsiedeln war er wohl vertraut. Doch auch in Winterthur, Schaffhausen, Chur, Glarus saßen Aerzte, die sein Urteil schätzten. Eine Fülle von Erlebnissen auf diesen Reisen wußte er spannend zu erzählen. Begreiflicherweise gingen auch berühmte Leute durch seine Hände: Die Königin Isabella, General von Gablenz, Clemenceau. Den feinsinnigen Hermann Göh hat er bis zu seinem Tode so frühen Tode behandelt und lange noch mit seiner Familie Beziehungen unterhalten.

Zu dieser ausgedehnten Wirksamkeit kommt 1861 bis 1875 noch eine emsige Arbeit in der Schulpflege



unter der Führung des von ihm geliebten und hoch verehrten Diethelm Hofmeister, dieses seltenen und eigenartigen Charakterkopfes. Als Mitglied der Baukommission half er mit beim Bau der Schulhäuser am Wolfbach, Schanzengraben und im Linth-Escher-Quartier.

Im Jahre 1875 wurde ihm durch Schenkung des Bürgerrechts der Stadt Zürich für seine Leistungen im Schul- und Gesundheitswesen und für seine unermüdlige Tätigkeit während der Choleraepidemie 1867 eine große Genugtuung und Freude zuteil. Vor der Vereinigung der Stadt mit den Vororten war er in den Achtziger Jahren Mitglied der städtischen Gesundheitskommission und hat in dieser Eigenschaft eine Reihe von Vorträgen aus dem Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege gehalten. Mehrere Jahre hat er auch dem Seminar in Unterstraf unter der Direktion des ihm befreundeten Bachofner seine Dienste als Hausarzt geleistet. 1890 wurde ihm die ärztliche Direktion des Diaconissenhauses Neumünster als Nachfolger Cloëtts angetragen, die er schon im Jahre 1857 mit Rücksicht auf seine Stellung als Polikliniker hatte ablehnen müssen. Mit großer Liebe nahm er sich der neuen Stellung an, wiewohl er sich nicht verhehlte, daß sie zu spät an den Zweiundsechzigjährigen gekommen, um daraus eine klinische Tätigkeit von neuzeitlichem Zuschnitt zu gestalten. So verwaltete er das Amt einige Jahre, bis er in Dr. Wilhelm Schulthess „den Rechten fand“. Doch sind ihm die freundschaftlichen Beziehungen zur Anstalt und ihren Angehörigen bis an sein Ende eine teure Herzensangelegenheit geblieben.

Außer seinen Schulfreunden, denen er später zum großen Teil mehr und mehr entfremdete, traten schon früh in seinen engeren Freundeskreis Dr. Sigg in Andelfingen, der Musiker Wilhelm Baum-

gartner und Dr. Wilhelm Gaffter von Weinfelden, mit dem er auch als reiferer Student idyllisch zusammen wohnte bei dem Ehepaar Nollenbuck am Hirschengraben, dem letzten Sproß eines altzürcherischen Geschlechtes, der, als Modellschreiner am PolYTECHNUM, von einem Witzblatt („Postheiri“) einst Professor der „Hoblophilie“ genannt wurde. Die Freunde pflegten den Gesang und vierhändiges Klavierpiel, wie denn das ganze Leben hindurch die Musik für Friedrich Ernst die milde Trösterin und die hehre Göttin blieb, als deren größten Priester er Beethoven feurig verehrte.

Die äußere Erscheinung des Entschlafenen steht noch lebhaft in unserer Erinnerung. Der edle Kopf mit dem feingeschnittenen Gesicht ruhte in jüngern Jahren auf einem geschmeidigen, durch Turnen gelenkig und stahlhart gewordenen, später etwas untersehten Körper, dessen energische Bewegungen bis in die letzten Lebenstage Erstaunen erregten. Er sprach gern von seinen Erfolgen im Turnen und wie er mit Freund Rambli 1849 im Zentralkomitee als Abgeordneter des Studententurnvereins tagte, um das eidgenössische Turnfest in Zürich vorzubereiten. Seine Abhärtung kam ihm auch zu statten, als er in dem strengen Januar 1871 als Abgesandter eine Hilfskolonne unter Führung von Fritz Hunziker nach Velfort begleitete. Er wußte fesselnd von dieser Unternehmung zu erzählen. Das nächtliche lautlose Abmarschieren der Landwehrmänner in die Laufgräben hatte ihm einen überwältigenden und unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Während des Krieges hatte er als behandelnder Arzt des Generalstabes in Olten Gelegenheit, vielen der höhern Offiziere näher zu treten und die Bewegungen der Armeen auf den täglich orientierenden Karten aufs genaueste zu verfolgen. Etwas Soldatenblut hatte er doch vom Vater geerbt, der 1838 beim Napoleonhan-



del marschbereit war, sein Bataillon an die Grenze gegen Frankreich zu führen.

Von der Poliklinik aus, das heißt von unten herauf, hatte er gedient und war einer der beliebtesten Aerzte der Stadt und weit herum im Land geworden. Das war nicht Zufall oder Schicksalslaune. Er lebte und webte mit seinen Kranken, und ein Alpdruck lastete auf ihm und seiner ganzen Familie, wenn irgendwo ein rüstiger Mann aus voller Schaffenskraft, eine Mutter aus der Kinderstube, ein Kind vom Mutterherzen hinweggerissen wurde; wochenlang lag ein feierlicher Ernst, eine unheimliche Stille auf ihm und seinen Angehörigen, wenn er um einen Kranken mit dem Todesengel rang. Er galt als ein ängstlicher und besorgter Arzt, der eher den üblen Ausgang fürchtete als auf Heilung hoffte. An seiner Fortbildung in ärztlichen und allgemein menschlichen Dingen arbeitete er unablässig und setzte oftmals jugendliche Besucher in Erstaunen durch seine lebhafteste, ja feurige Anteilnahme an ihren Studien, an ihren Wünschen und Hoffnungen, an neuen wissenschaftlichen Fragen und Aufgaben. Nach fünfzigjähriger Mitgliedschaft erlebte er die Freude, von der Gesellschaft der Aerzte des Kantons Zürich zum Ehrenmitglied ernannt zu werden, wie ihm auch im Jahre 1901 sein Doktordiplom von der Fakultät nach fünfzig Jahren erneuert worden war. Allmählich engte sich die Welt um ihn her und beschränkte sich schließlich ganz auf den grünen Gartenhang hinter seinem Hause mit dem Abschluß der herrlichen Platanen- und Lindenkronen der hohen Promenade, auf denen mit stillem Behagen sein Auge ruhte.

Im Schoße seiner Familie lag für ihn Glück und schweres Leid. In der Tochter des Dr. Leonhard v. Muralt, dem sein Pflegevater Reinhart ihn einst zugeführt hatte, fand er 1857 seine erste liebe- und

verständnisvolle Gattin, die er 1876 verlor. Im Jahre 1880 gewann er Rosalie Escher zu seiner zweiten Frau, die in aufopfernder und hingebender Liebe ihm durch sonnigen Sinn und frohen Lebensmut die oft düstern Gedanken verscheuchte und manch schwere Lebensnot aus dem Wege räumte. Vier Kinder sah er ins Grab sinken, vier Kinder und drei Schwiegertöchter blieben ihm, um ihn mit verehrungsvoller Liebe bis zum Tod zu umgeben. Ein reiches Leben liegt hier abgeschlossen, reich an Mühe und Arbeit, Sorge und Kummer, auch reich an Glück und Segen.

P. E.

*Paul Ernst*